Sven Hedins Wüstenreisen.

Nach dem Werk: „Durch Asiens Wüsten.“ Von Sven Hedin.

Asien hat der geographischen Forschung und der Völkerkunde so viele Fragen unbeantwortet gelassen, daß es auch in jener Zeit, da noch der dunkle Kontinent im Vordergrunde des Interesses stand, zu zahlreichen wissenschaftlichen Expeditionen reizte, und in unserem Jahrzehnt ist das centrale Gebiet dieses Welttheils mit Vorliebe für Forschungsreisen gewählt worden. Je näher China in den kulturellen Interessenkreis rückt, um so mehr dürfte sich der Drang noch steigern, klaren Aufschluß über die Länder und Völker Asiens zu erhalten. In neuester Zeit ist der junge Schwede Dr. Sven Hedin in die erste Reihe der Erforscher Centralasiens getreten. In den Jahren 1893 bis 1897 hat er große Züge durch das „Dach der Welt“ genannte Hochland Pamir, durch das Seegebiet des Lop-nor, das lange zu wissenschaftlichen Kontroversen Anlaß gegeben hat, und durch große Strecken von Tibet und China ausgeführt. Im Ganzen soll er 23,000 Kilometer zurückgelegt haben; das bedeutet mehr als die Entfernung zwischen Nord- und Südpol. Dabei ist er zum großen Theil auf Wegen gegangen, die seine auf demselben Forschungsgebiet berühmten Vorgänger, wie Adolf Schlagintweit, Ferdinand von Richthofen, Nicolai Przewalskij, Bonvalot mit dem Prinzen Henri von Orleans u. A. m., nicht genommen haben. Zu Fuß, zu Pferde oder auf Kameelsrücken, bald im russischen Tarantas, bald im chinesischen Tragstuhl, durchzog er unermeßliche Steppen, Eis- oder Stein- und Sandwüsten, und erklomm die Hochgebirge in diesen Gebieten. Und dabei ist er glücklich allen Fährnissen entgangen und gesund heimgekehrt.

Seine großen Erfolge haben ihm so sehr den Muth geschwellt, daß er gegenwärtig zu einer neuen Expedition nach Ostturkestan und Tibet rüstet. Bevor er aber auszieht, giebt er uns die Darstellung seiner ersten dreijährigen Expeditionen in Centralasien in dem soeben erschienenen zweibändigen Werk: „Durch Asiens Wüsten.“

Die innerhalb drei Jahren ausgeführten Reisen wurden in mehrere Abschnitte zerlegt. Nachdem Hedin 1893 von Stockholm über Petersburg nach Orenburg gegangen, nahm er Pamir als erstes Ziel. Es galt zunächst Taschkent zu erreichen. „Zweitausend Kilometer im Tarantas im Monat November, auf steinharten oder durchweichten oder schneebedeckten Wegen, durch Steppen und Wüsten!“ — so sagt der Verfasser auf den ersten Seiten. — „Mir graute ein wenig vor diesem Wege, der ebenso lang ist wie die Luftlinie von Berlin nach Algier!“ Mit solcher Beklemmung tritt er seine Fahrt nach Russisch-Turkestan an. In sausender Fahrt geht es durch die wüstenhaften Kirgisensteppen, dann durch die Wüste Kara-kum, in welcher der Tarantas von Kameelen oft im Galopp gezogen wurde.

Nach neunzehn Tagen und Nächten wird Taschkent erreicht und hier die Expedition ausgerüstet. Nun beginnt die Winterfahrt nach Pamir, welches als das russische Einfallsthor für Britisch-Indien die Pamirfrage geliefert hat.

Dies gewaltige Hochland erhebt sich zwischen Ost- und Westturkestan, Buchara, Afghanistan und Indien und wird das „Dach der Welt“ genannt; es ist ein gigantischer Gebirgsknoten, von dem nach Osten und Südosten die beiden höchsten Bergketten der Erde, der Kwenlun und der Himalaya, nach Nordosten der Tien-schan und nach Südwesten der Hindu-kusch ausstrahlen. Hier sollen nach der Ueberlieferung die ersten Menschen gelebt, hier die vier großen, in der Bibel erwähnten Flüsse des Paradieses ihre Quellen gehabt haben. Oft genug wird Hedin vor den kritischen Situationen, welche ihm die Winterfahrt durch das Hochland mit seiner furchtbaren Kälte und den dort rasenden Schneestürmen in Aussicht stellte, gewarnt, doch schreckt unser Forscher nicht davor zurück. Die Karawane wird ausgerüstet: ein Reitpferd, sieben Packpferde, ein Diener, zugleich Koch, zwei Pferdeknechte, Karawanenführer und viele Dschigiten zur Bedeckung. Einer der Leute ist Islam-Bei, ein Mann, von dem der Forscher sagt, daß er bei ihm in großer Dankesschuld stehe. Er sei ihm treu durch alle Wetter und Gefahren gefolgt. „Er kannte mich nicht und hatte keine Ahnung, wohin es ging, aber er verließ sein stilles Heim und seine Familie, um ohne Furcht alle wechselnden Schicksale, die im innersten Asien unser warteten, mit mir zu theilen. Wir wanderten durch die Sandstürme der Wüste Gobi, wir waren beide nahe daran, vor Durst zu verschmachten, und er war es, der meine Karten und Aufzeichnungen rettete, als die Anderen zusammenbrachen. Stets war er der Erste, wenn wir die hohen Schneeberge bestiegen. Er führte meine Karawanen durch die brausende Flüsse, und treu war er auf seinem Wachposten, als die tibetanischen Räuber uns überfallen wollten. Die Dienste, die er mir geleistet, sind unzählig, und ohne ihn hätte meine Reise nicht so glücklich geendet, wie sie es that. Er trägt jetzt mit Ehren die goldene Medaille, die König Oskar ihm verliehen hat.“

Die Route führte über das Alaigebirge, über den Paß Tengis-bai und durch das Alai-Thal, über den Paß Kisil-art an den See Kara-kul und über den Ak-baital-Paß nach Pamirskij-Post am Murghab. Der Zug durch die Gebirge bot kolossale Beschwerden und Gefahren. Die interessanteste Episode dieses Reiseabschnittes bilden die Versuche, den von Schneestürmen umtosten „heiligen Berg, auf dem die Seele des Moses ihren Aufenthalt hat,“ den Mus-tag-ata, als Erster zu ersteigen, den mächtigen „Vater der Eisberge“, dessen von der Sage verklärter Eisdom sich 10,000 Fuß höher als der Montblanc erhebt, und dessen Flanken auf allen Seiten in einen Panzer gefährlicher Gletscher gekleidet sind. Dreimal unternimmt Hedin seinen Versuch und gelangt bis in die Nähe des Gipfels, aber immer wieder zwingen ihn Felsen und Eis und die dünne Luft, in welcher der Mensch kaum mehr athmen kann, zur Umkehr. Der Wunsch des Forschers, in dem Bewußtsein schwelgen zu können, „höher als alle Völker und Fürsten der Erde zu stehen, fünf Welttheile unter ihm,“ sollte somit unerfüllt bleiben. Doch hat er noch eine herrliche Mondscheinnacht 6300 Meter über dem Meere genossen. Nach einer neuen Fahrt durch Pamir endet dieser Reiseabschnitt mit der Ankunft in Kaschgar.

Der zweite Theil der Expedition im Jahre 1895 bringt die gefährliche Wüstenreise durch denjenigen Theil der Wüste Gobi, welcher den Namen Takla-makan führt. Es wird uns hier ein aufregendes Drama vorgeführt, dessen letzter Akt den Titel erhalten kann: Kein Wasser. Der Forscher dringt in die geheimnißvollen Sandöden des chinesischen Turkestan. Sagen von verschütteten Städten, von reichen Schätzen an Gold und Edelsteinen gehen unter den Eingeborenen von Mund zu Mund, und Mancher hat, von Goldgier getrieben, sich hineingewagt, um nie wiederzukehren. Erst müsse man — so sagen die Leute — die bösen Geister fortscheuchen, ehe man mit Hoffnung auf Erfolg nach Gold suchen könne. Jetzt verherten die Geister die Unglücklichen, die sich in die Wüste begeben. Ihr Kopf wird ihnen verdreht, sie bewegen sich immer im Kreise. „Wie ein Kind,“ so schreibt der Forscher, „lauschte ich diesen abenteuerlichen Sagen, die mir die gefährliche Fahrt, die ich beabsichtigte, mit jedem Tage verlockender erscheinen ließen; sie hynotisirten mich, ich wurde blind gegen jede Gefahr; die unheimliche Wüste verhexte mich, sogar die Sandstürme, die ihre Wurzeln in der Tiefe der Wüste haben, erschienen mir prachtvoll und bezaubernd.“ So zieht er denn muthig am 10. April von Maralbaschi aus der Wüste entgegen.

Die Karawane führt acht Kameele mit sich und eine umfassende Ausrüstung von Kleidern, Instrumenten, Proviant und für 25 Tage ausreichendem Wasser. In dem Orte Merket sagen die Leute, welche die Abreise mitansehen: „Die kommen nie wieder.“ In der ersten Zeit werden Brunnen gegraben, und sie geben auch Wasser. Immer tiefer kommen sie in das unbekannte Wüstenmeer hinein; nichts Lebendiges mehr zu sehen, man hört keinen anderen Laut als das eintönige Läuten der Kameelglocken. Die Sandanhäufungen mehren sich; zuerst haben sie nur bis sieben Meter Höhe, später aber steigt diese bis zu sechzig Meter. Man stößt noch auf eine saftige Oase: man nennt sie das Paradies am Masar-tag. Dann dringt man tiefer in die Heimath der Grabesstille, und mit jedem Tage wird es schlimmer. Ein Weststurm überschüttet den Leib mit Sand, aber er ebnet auch die schroffen Dünenabhänge. Ein Kameel weigert sich, den Weg fortzusetzen. Vergebens späht man nach dem Osten, nach dem Fluß Chotan-darja. Alle sind bei einer Berathung der Meinung, daß man nur noch drei Tagereisen von ihm entfernt sei. Aber der Proviant geht seinem Ende entgegen, und das Wasser reicht nur noch auf zwei Tage. Die Lage wird verzweifelt. Unser Forscher bricht einmal vor Erschöpfung und Durst zusammen, seine Leute befinden sich in elendem Zustande.

Neue Hoffnung belebt die Karawane, als sie beim Weitermarsch wahrnimmt, daß die Dünen niedriger werden. Nun hofft man, am nächsten Tage das Lager in den Wäldern des Chotan-darja aufschlagen zu können. Mit dem Muthe der Verzweiflung wird in größter Tiefe nach Wasser gebohrt. Schon fühlt sich der Boden feucht an; aber es war eitel Trug. In weiterer Tiefe wird der Sand trocken wie Zunder. Alle Kräfte umsonst verschwendet!

Und die Dünen steigen bis zu sechzig Meter. „Sie morden mich!“ ruft der Verfasser aus. Zwei Kameele, schon krank, sind dem Tode nahe. Doch es zeigen sich dicke, regenschwere Wolken von stahlblauer Farbe. „Dort,“ schreibt Hedin, „war Wasser und Leben, hier herrschte Dürre und Tod! Wir wurden vollständig hynotisirt von diesem Anblick. Die Hoffnung auf Regen wächst immer mehr. Aber die Wolken zogen nach Süden ab und schenkten keinen Tropfen! Islam-Bei backte zum letzten Male Brot. Mohamed Schah erklärte, daß wir „unter Telesmat“ stünden, das heißt, verhext seien, und nie aus der Wüste herauskommen würden. Jolltschi verhöhnte meinen Kompaß; er betrüge uns, und wir gingen im Kreise.“

Ein heftiger Buran aus Nordosten stürmt mit graugelben Sandhosen auf die Karawane ein. Dennoch wird der Marsch fortgesetzt. Es ist aber ein hoffnungsloses Umherirren; die Kameele waren halb todt vor Müdigkeit. Endlich bleiben nur noch zwei Glas Wasser, und die trinkt Jolltschi heimlich beinahe allein aus. Dafür wird er von den Anderen beinahe todt geprügelt. Nur 1/6 Liter Wasser hat der Kerl übrig gelassen.

Es folgt nun der Untergang der Karawane bis auf drei Mann, Hedin, Kasim und Islam-Bei. Alle sind am Ende ihrer Kräfte. Es ist der erste Mai 1895. Unser Forscher liegt, erschöpft vor Müdigkeit und dem Verschmachten nahe, am Boden. Liebliche Traumbilder umgaukeln ihn. Er wähnt sich als Gast eines reichen arabischen Kaufmannes, dessen Augen einmal hell aufgeleuchtet hatten, als er ihm erzählte, er sei aus dem Lande Karls des Großen. In dessen Hause lebt er nun wie Nur-ed-din Ali in „Tausend und eine Nacht.“ Vor dem Hause ein Garten mit blühendem Flieder und duftenden Rosen, die Wege mit Marmorfliesen gepflastert, und im Garten ein krystallklarer Wasserspiegel im weißen Marmorbecken. Er sieht seinen Gastgeber, wie er in einem Gewande von funkelnden Juwelen die Gesandtschaft des Königs von Schweden empfängt. Aber jäh wird der Träumende zur Wirklichkeit zurückgeführt. „Wer,“ so fragt er, „würde von uns zuerst sterben? Wer so unglücklich sein, der Letzte zu sein?“

Plötzlich berührt eine wohlthuende Kühle seinen Leib: ein schwacher Windhauch der Wüste. Seine Kräfte kommen wieder und die frühere Elastizität. Man schlachtet ein Schaf und trinkt dessen Blut. Hedin läßt die meisten Sachen zurück, nimmt Abschied von den todesmatten Gefährten und bricht mit Kasim und Islam-Bei weiter nach Osten auf. Er wollte nicht in der Wüste sterben.

Die „Rettung“ erzählt das nächste Kapitel. Den ersten Hoffnungsstrahl bringt der Anblick einer Tamariske. Sie war frisch, also mußten ihre Wurzeln zum Grundwasser hinabreichen, offenes Wasser lag mithin im Bereich der Möglichkeit. Sie thronte auf der Höhe einer Sanddüne. „Schon ihr Anblick war ein Genuß!“ Man sieht ferner drei Pappeln. Aber es folgen keine mehr, und dann erscheinen die Tamarisken immer spärlicher. Nun geht es auch mit Kasims Kräften zu Ende. Die Qualen des Durstes muß unserem Forscher eine Cigarette mildern. Weiter sich schleppend, stoßen die beiden auf menschliche Fußspuren. Aber wieder betrogen! Es sind die Abdrücke ihrer eigenen Stiefeln; sie waren also im Kreise herumgegangen.

Bei dem Sonnenaufgang des nächsten Tages zeichnete sich der östliche Horizont als scharfe, deutliche Silhouette ab. Welche Freude, welches Glück! Es war der Wald am Ufer des Chotan-darja. Sie gelangen in den Wald. „Wohin wir sahen, lauter Leben und Lenz, Grün, Schatten, unzählige Spuren von wilden Thieren.“ Allein Kasim kann nicht zum Flußufer mitmarschiren, er bleibt todesmatt liegen, und Hedin geht allein. Nach einer Wanderung von zweieinhalb Kilometer steht er vor dem Rande eines zwanzig Meter langen Tümpels mit frischem, kaltem, herrlichem Wasser.

„Wie dieser Trunk schmeckte,“ so schreibt er, „kann sich Keiner vorstellen, der nicht nahe daran gewesen ist, vor Durst zu sterben. Nie hat der edelste Wein, der göttlichste Nektar besser geschmeckt!“ Darum trinkt er auch im Laufe von zehn Minuten nicht weniger als drei Liter. „Nie ist,“ meint er, „das Leben mir schöner, reicher und werthvoller erschienen als in dieser Nacht im Bette des Chotan-darja.“

Seine schwedischen wasserdichten Stiefel füllt er nun mit der kostbaren Flüssigkeit und bringt das rettende Labsal dem zurückgelassenen Kasim. Mit diesem geht nun dieselbe Wandlung vor wie mit seinem Retter. Am Schluß gönnen sie sich noch den Luxus des Waschens. Ganz aus ist es aber mit den Leiden noch nicht. Es kommen noch Tage mit Hunger und Sturm. Doch später wird ihnen die Freude, daß sie den wackeren Islam-Bei gerettet auffinden. Und er hatte auf dem Kameel, das er bei sich hatte, alle zurückgelassenen werthvollen Sachen gerettet.

Alle ihm noch frisch im Gedächtniß haftenden Schrecken der Wüste haben Hedin nicht davon zurückgehalten, noch einmal in ihre Tiefe einzudringen. Dieser neue Reiseabschnitt beginnt mit dem Januar 1896. Am 12. Januar zieht er mit seinem treuen Diener Islam und mit einer aus weiteren drei Begleitern und neun Pferden bestehenden Karawane in südlicher Richtung nach Chotan und von da nordwärts wieder, aber auf anderem Wege als zuvor, in die Wüste Takla-makan. Nach mehrtägigem Marsch entdeckt er in dem hohen Dünenmeer eine untergegangene Stadt, wie Pompeji unter Asche, so unter Sand begraben. Alle Häuser waren aus Pappelholz erbaut gewesen, von einem steinernen oder Lehmhause keine Spur zu entdecken. Die meisten hatten die Form eines kleinen Quadrats oder eines in mehrere kleine Räume getheilten Rechtecks. Das Einzige, was übrig geblieben, waren 2—3 Meter hohe Pfosten, die, von Wind und Sand angefressen, oben spitz, rissig und hart, aber nichtsdestoweniger spröde wie Glas waren. Solcher Häuserreihen gab es hier zu Hunderten. Von ihrer Lage zu einander kann man jedoch nicht auf den Grundriß der ehemaligen Stadt schließen, ebenso wenig kann man Straßen, Bazare oder öffentliche Plätze finden. Das kommt daher, weil das Ganze, das ein großes Gebiet von 3—4 Kilometer im Durchmesser einnimmt, unter hohen Dünen begraben liegt. Nur die Häuser, die auf Erhebungen des Untergrundes oder in den Dünenthälern gelegen, lassen ihre Ruinen aus dem Sande auftauchen. Es glückte Hedin, hier hinreichend viele Funde zu machen, die von dem allgemeinen Charakter der Stadt einen Begriff geben. Eine Tagereise nach Nordwesten wurde noch eine ähnliche, aber kleinere Ruinenstadt angetroffen. In diesen Städten haben Menschen von hoher Kultur gelebt, Bekenner des Buddhismus in einem Lande, dessen jetzt spärliche Einwohner heute dem Islam fanatisch anhängen; selbst Spuren, die auf christliche Bewohner in alter Zeit schließen lassen, fanden sich.

Nachdem dieser Weiterzug am 20. Februar einen glücklicheren Abschluß gefunden hatte, als der erstere, sucht er in Kaschgar Genesung von einem Fieberanfall. Dann folgt die Reise durch die Urwälder des Tarim zum See Lop-nor behufs Lösung des mit demselben verbundenen geographischen Problems. Die Lop-nor-Frage besteht, wenn man sie ganz knapp faßt, in Folgendem: Kurz vor Przewalskijs Reise dachte man sich den See in einem ungeheuren Becken und weiter von dessen südlichen als von den nördlichen Grenzgebirgen gelegen. Przewalskij fand indessen den See viel südlicher, als die Karten und die chinesischen Erzählungen angaben; er traf auch einen Süßwassersee da an, wo man Salzwasser mit Nothwendigkeit voraussetzen mußte. Przewalskij bestritt nun das Vorhandensein eines östlicher gelegenen Salzsees. Professor Dr. Freiherr v. Richthofen betrachtete dagegen das Problem des Lop-nor durch den russischen Forscher noch nicht gelöst, einmal, weil dieser die Lage desselben viel südlicher gefunden, als man nach den Karten und Angaben annehmen mußte, sodann bezeichnete er es als Unmöglichkeit, daß ein Seebecken, welches fortdauernd die Funktion einer permanent durch einen großen Fluß gespeisten Salzpfanne gehabt hat, süßes Wasser enthalten sollte. Hedin, der zur Untersuchung des Streitfalles einen anderen Weg als Przewalskij gewählt hat, kommt nach ausführlicher Darlegung aller einschlägigen Verhältnisse zu dem Ergebniß, daß mit dem See im Laufe kurzer Zeit große Veränderungen infolge der herrschenden Winde und des vom Flusse Tarim mitgeführten Schlammes vorgegangen sind. Er entdeckte einen östlich gelegenen, aber völlig mit Kamisch zugewachsenen See, den alten Lop-nor. Der Lop-nor war gewandert, und der Wald war ihm gefolgt, der See hatte sich früher auch nach Osten hingezogen. Erst drei Jahre nach Przewalskij's zweiter Reise zum Lop-nor im Jahre 1885, nach welcher er das Vorhandensein eines östlichen Sees bestreiten konnte, haben sich die Seebecken, die er bei seiner Reise ganz ausgetrocknet vorgefunden hatte, durch Bifurkationsarme des Tarim wieder mit Wasser gefüllt. Vorher war hier Wüste. Wenn so einerseits dem russischen Gelehrten nicht Unrecht gegeben wird, so behält nach Hedin Freiherr v. Richthofen noch weit mehr Recht, indem er gerade in dieser Gegend das Vorhandensein eines Sees ahnte, eines Sees, der auch existirte, obgleich er sich momentan in einer Periode der Austrocknung befand. Und auch mit dem Salzgehalt hatte es seine Richtigkeit, denn Hedin fand in den tiefsten Stellen Salztümpel. Den südlichen Lop-nor hat er mit Kahn befahren. Er war dicht mit Schilf umsäumt, in dem sich ungeheure Mückenschwärme aufhielten. Von diesen hat er große Plage gehabt: um sich vor ihnen zu schützen, schmierte er Gesicht und Hände mit Tabaksaft ein, auch setzte er ganze Strecken des Uferschilfs in Brand, der in mächtigen Feuersäulen emporloderte.

Eine interessante Episode erzählt unser Forscher bei seinem Weiterzuge nach China. In dem Städtchen Tschaschlik wollte ihn der Ambau, Namens Ni Darin, ohne Paß, den Hedin mitzunehmen vergessen hatte, nicht weiterreisen lassen. Im Falle der Auflehnung drohte er mit Verhaftung. Wirklich erschien bei ihm ein Mandarin, Namens Schi-Darin, der Befehlshaber der dortigen Garnison; er sprach sein Bedauern aus, ihn verhaften zu sollen. Bei dieser Zusammenkunft stellte es sich nun heraus, daß der Mandarin von Hedin's Wüstenzuge Kenntniß gehabt.

Er war entzückt, den von ihm bewunderten Forscher vor sich zu sehen, fiel ihm um den Hals, ließ sich von ihm seine Schicksale erzählen und schloß mit ihm Freundschaft. Und als später die Paß- und Haftfrage zur Sprache kam, sagte er: „Reisen Sie ruhig nach Tchertschen! Der Ambau hat allerdings Ordre gegeben, Sie zu verhaften, aber ich bin der Befehlshaber der Garnison, und ich gebe zu einem solchen Zwecke keinen einzigen Soldaten her. Versucht Li Darin, Sie durch die eingeborenen Beks festnehmen zu lassen, so gebe ich Ihnen eine Eskorte von Soldaten zum Schutz mit!“

Neue Aufgaben sucht Hedin im tibetanischen Hochland. Dorthin zieht er am nördlichen Fuße des Kwen-lun zum Arka-Tag. Fünfundzwanzig Tage lang mußte er sich durch eine menschenleere Steinwüste durchkämpfen; seine eingeborenen Begleiter meuterten; endlich kamen die ersten Menschen, die harmlosen Mongolen, in Sicht. Nicht lange dauerte es, bis sich räuberische Tibetaner um das Lager der sehr zusammengeschmolzenen Karawane schlichen und es im Gefühle ihrer Uebermacht offen anzugreifen wagten. Dank der rücksichtslosen Energie des Reisenden wurden sie zurückgeschlagen. Die Karawane nahte den ersten chinesischen Städten, in denen sich prächtige Tempel erheben, an deren Stadtthoren aber in Käfigen die Köpfe von Rebellen gehangen. Vor Kurzem erst war ein Aufstand der mohamedanischen Bevölkerung von den Chinesen niedergeschlagen worden. In Peking findet diese Reise ihren Abschluß.

Aus der Fülle dieses an wechselvollen Erlebnissen reichen Reiseberichts, in welchem das wissenschaftliche Element sehr gemeinverständlich behandelt ist, haben wir nur einige Episoden herausgelöst und diese in zusammengedrängter Form wiedergegeben. Darum können diese Darstellungen nicht im Entferntesten denselben Eindruck machen wie die des Originals. Erst bei allen Einzelheiten und bei den die Phantasie anregenden Bildern des Buches werden im Leser lebhafte Vorstellungen von der fremden Welt, in welche ihn der Forscher einführt, von seinen Drangsalen und Genüssen, von seinen hoffnungsvollen und düsteren Stimmungen erstehen.

Geht die Erde einer kälteren oder wärmeren Zeit entgegen?

Diese Frage mag manchem recht überflüssig und schnell beantwortet erscheinen, denn man könnte meinen und hat es unzählige Male ausgesprochen, daß die Erde mit zunehmendem Alter sich immer weiter abkühlen und daß somit auch die Temperatur an ihrer Oberfläche immer weiter zurückgehen muß, bis sich schließlich die berühmten „letzten Menschen“ am Aequator zusammendrängen und dort ihr Dasein in einem Eskimoleben beschließen. Ein junger schwedischer Naturforscher, Svante Arrhenius, ist entgegengesetzter Ansicht und tröstet seine Mitmenschen mit der wohlbegründeten Behauptung, daß die Erde zunächst immer wärmer werden müsse. Er schreibt der Anwesenheit der Kohlensäure in unserer Atmosphäre, die man bisher als einen für den Menschen werthlosen und gelegentlich sogar gefährlichen Bestandtheil der Luft betrachtete, die wesentlichste Rolle in der Beeinflussung des Erdklimas zu. Die so sehr schwer zu erklärende Thatsache, daß große Theile der Erde vor so und so viel 100,0000 Jahren eine richtige Eiszeit durchgemacht haben, und daß es auf der Erde danach doch wieder wärmer geworden ist, enträthselt Arrhentus durch die Annahme, daß damals die Erde zu wenig Kohlensäure besessen habe. Die Kohlensäure soll nach seinen Untersuchungen die Eigenschaft besitzen, die Wärmestrahlen der Sonne zwar von oben her durchzulassen, die von der Erde wieder zurückgestrahlte Wärme aber festzuhalten, so daß sie zur Erhöhung der Temperatur an der Erdoberfläche beiträgt. Der schwedische Gelehrte geht ferner so weit, zu behaupten, daß in der Gegenwart unsere Atmosphäre infolge der Thätigkeit der Fabriken, Dampfmaschinen u. s. w. immer mehr Kohlensäure erhält und daß demnentsprechend das Klima immer wärmer werden muß. Wir gehen also zunächst nicht der Zeit einer tristen Kälte, sondern im Gegentheil einer Vermehrung segenspendenden Wärme entgegen. In einigen tausend Jahren werden sich unsere Nachkommen eines weit milderen Klimas erfreuen, als es uns heute beschieden ist. Es wird den Zeitaltern gleichen, die der Eiszeit voraufgingen, da der Elephant das heute so rauhe Sibirien bewohnte und da die Riesenfarrenkräuter sich bis in die Regionen des heutigen arktischen Eises ausdehnten. Von besonderem Interesse ist ein von Arrhenius angestellter Vergleich zwischen dem Klima der Erde und dem des Mars, und dieser Vergleich führt ihn zu dem nämlichen Schluß. Da der Mars anderthalbmal weiter von der Sonne entfernt ist als die Erde, so sollte man meinen, daß es auf ihm viel kälter sein müßte als bei uns, denn selbstverständlich erhält er weit weniger Sonnenwärme als die so viel nähere Erde. Nun deuten aber verschiedene Anzeichen darauf hin, daß der Mars im Gegentheil ein wärmeres Klima hat als die Erde. Der Astronom sieht einmal im Jahr an den Polen des Mars weiße Flecken erscheinen, die zweifellos als Schneemassen zu deuten sind. Früher dachte man daran, daß sie aus fester Kohlensäure bestünden, diese Ansicht hat sich aber als unhaltbar herausgestellt, seitdem man weiß, daß Kohlensäure in festem Zustande unter einem Druck von weniger als vier Atmosphären nicht bestehen kann, und der Luftdruck auf dem Mars ist sogar noch geringer als der auf der Erdoberfläche. Die weißen Flecken werden also wohl echtem Wasserschnee herrühren. Nun sind sie einmal viel kleiner als die Eisregionen an den Erdpolen und verschwinden außerdem alljährlich zur Zeit des Marssommers, während doch das Polareis auf der Erde, soweit die menschliche Geschichte zurückreicht, unentwegt die Umgebung der Pole beherrscht. Diese Gegensätze zwischen Erde und Mars sind nur dadurch zu erklären, daß man eine stärkere Wirkung der Sonnenstrahlen voraussetzt, obgleich die empfangene Menge von Sonnenwärme geringer ist als auf der Erde. Auch hier findet Arrhenius einen Beweis für die Behauptung der Kohlensäure und schreibt die Ursache des wärmeren Marsklimas der kohlensäurereichen Atmosphäe zu. Wenn es unseren Geographen auf ein paar Jahrtausende nicht ankäme, so könnten sie demnach ruhig abwarten, bis die Eismassen an den Erdpolen verschwinden, und könnten dann die jetzt so heiß umworbenen Pole durch einen bequemen Spaziergang erreichen.

Die Strafe.

Ernest Blum giebt in seinem letzten „Journal d'un Vaudevilliste“ Erinnerungen aus dem Pariser „Zigeuner-Leben“ zum Besten. Er erzählt da: „Ich habe lange Zeit auf dem Boulevard einen lustigen Bohemien gekannt, dem man den Beinamen „Mylord la Deche“ gegeben hatte (Lord Hungerleider). Er war ein braver Bursche, der als Schauspieler auftrat, wenn er Zeit hatte, und Stücke verfaßte, wenn er nichts Anderes zu thun hatte. Er war vom frühen Morgen bis zum späten Abend angebuselte, und wenn man ihm in den Morgenstunden begegnete und ihn fragte: „Wie, schon jetzt?“ etgegnete er: „Ach, das ist noch ein kleiner Rest vom letzten Abend ...“ Ich erinnere mich, daß er eines Abends zum Benefiz, ich weiß nicht mehr wessen, zum ersten Male in einem von ihm selbst verfaßten Stücke die Rolle eines alten griesgrämigen Vaters spielen sollte, der sich der Heirath der Tochter mit ihrem Liebhaber widersetzt. Als der Vorhang aufging, sah man bereits, daß er stark angesäuselt war. In dem Stücke war nun eine Scene, in der ein Besucher eine Erfrischung verlangt. Der Künstler, zu dessen Benefiz die Vorstellung stattfand, ließ, um sich nobel zu zeigen, Grog und Gläser auf die Bühne tragen. Kaum hatte „Mylord la Deche“ das bemerkt, als er sich neben den Tisch stellte und nicht eher ruhte, bis alle Getränke vertilgt waren. Man kann sich vorstellen, in welchen Zustand er gerieth! Er wußte kein Wort von seiner Rolle mehr und machte Bewegungen, die mit der Handlung nicht das Mindeste zu thun hatten. Das Publikum begann ungeduldig zu werden, und ein Zuschauer vom Olymp rief herab: „Geh' lieber nach Hause und schlaf' Deinen Schwips aus.“ Mylord, der Respekt vor dem Publikum hatte, trat mit schwankenden Schritten vor den Souffleur-Kasten, hob höflich seinen Hut ab und sagte: „Meine Damen und Herren! Der ehrenwerthe junge Mann, der soeben die Freundlichkeit hatte, das Wort an mich zu richten, hat unbestreitbar recht. Ich bin wirklich zu betrunken, um weiterspielen zu können. Das Stück ist übrigens bereits seinem Abschluß nahe. Ich hätte noch eine oder zwei Szenen hindurch mich unbarmherzig zeigen und den grausamen Vater spielen müssen; da aber der Herr, der meine Tochter liebt, eine Erbschaft macht, so müßte ich doch in die Heirath willigen. Wenn es Ihnen nichts weiter ausmacht, so willige ich gleich ein.“ Darauf rief er den Herrn und das junge Mädchen, legte ihre Hände in einander und schrie: „Vorhang herunter!“ Der ganze Saal brach in donnernden Beifall aus. Nie hatte Mylord in seinem Leben einen derartigen Erfolg aufzuweisen gehabt ... Einige Jahre später traf ich ihn wieder. Er war ganz verändert; er sah wie ein achtbarer Bourgeois aus. „Sie trinken nicht mehr?“ fragte ich ihn. — „Oh, nur sehr wenig.“ — „Sie beschäftigen sich nicht mehr mit dem Theater?“ — „Nein, das ist eine gar zu unsichere Existenz.“ — „Was machen Sie denn aber jetzt?“ — Ein melancholischer Zug prägte sich auf seinem Gesichte aus, und er erwiderte schmerzlich: „Sehen Sie, es giebt eine Gerechtigkeit im Himmel. Ich büße jetzt für alle meine alten Sünden. Ich bin Bitterwasser-Händler.“

— Der Feind des Adels. A.: „Arbeiten Sie doch! Arbeit adelt den Menschen!“ Vagabund: „Reden Sie mir nicht vom Adel!“

— Ein Witzwort Napoleons. Im Jahre 1797 begann die berühmte Frau von Stael regen Antheil an der Revolution zu nehmen. Ihre politischen Parteiumtriebe begann sie in dem zu jener Zeit vom „Direktorium“ gestifteten „Cercle constitutionel“, ein Verein, der nach seinem Versammlungsort im Hotel Salm zu Paris schlechtweg „Club Salm“ genannt wurde. Frau von Stael trug schon damals eine Abneigung gegen den im ersten Siegesfluge begriffenen Napoleon Bonaparte, damals Oberbefehlshaber der Armee gegen Italien, zur Schau, und Napoleon wußte die bissigen Angriffe seiner Gegnerin durch allerlei spöttische Bemerkungen zu pariren. Als er einst darauf aufmerksam gemacht wurde, daß es klug gehandelt sei, sich Frau von Staels Freundschaft zu erwerben, da sagte er höhnisch: „Die Freundschaft dieser Dame kenne ich! Sie ist so sensationslüstern, daß sie einen Freund ins Wasser zu stürzen vermag, nur um der Ruhm zu gewinnen, ihn nachher retten zu können!“